



Jan
De Cock

• **HOTEL** •
PARDON

Wege der
Vergebung

•

+ KUNTH +

„In Wort und Tat setzt sich Jan De Cock unermüdlich und mit großer Hingabe für die Bewahrung der Sehnsucht nach mehr Menschlichkeit in einer globalen Gesellschaft ein, einer Gesellschaft, in der Härte oft die Herzlichkeit und Isolation oft das Zusammenleben verdrängt. Die Versöhnung von Opfern und Tätern, bei der sich Reue und Vergebung zu einem ineinanderfließenden Gefühl gegenseitigen Verstehens vereinen, erfordert eine unvorstellbar feinsinnige Menschenkenntnis. In jedem Menschen glimmt ein Funken Güte, mag er auch fast schon erloschen scheinen. Jan De Cock rettet diese kleine Flamme aus den von Hass und Rachsucht versengten Herzen. Das ist mehr als mutig.“

– MARK EYSKENS, STAATSMINISTER

„Jan De Cock hält uns auf unbequeme, aber humorvolle Weise vor Augen, dass niemand mehr übrig bliebe, wenn wir alle Übeltäter aussondern und wegsperren würden. Unseren Widerständen zum Trotz lädt er uns dazu ein, uns umzuwenden, den Mangel an Menschlichkeit in uns und unseren Mitmenschen zu erkennen und ihm entgegenzutreten. Dazu bedarf es des Muts zur Vergebung und des Muts, unsere verlorenen Söhne wieder in unserem Haus willkommen zu heißen. Mit Hotel Pardon bietet uns Jan De Cock die glanzvolle Vision eines humanen Daseins auf Erden.“

– LAURENT NOUWEN, VORSITZENDER DER HENRI-NOUWEN-STIFTUNG

„Große Namen und große Idole lassen mich kalt. Zur Heldenverehrung habe ich kein Talent. Doch wenn es etwas gibt, was ich an einem Menschen bewundere, dann ist es Authentizität, Wehrlosigkeit, Aufrichtigkeit, selbstlose Liebe und vor allem den Glauben an das Gute. Wenn ein Mensch diese Qualitäten besitzt, dann ist es Jan De Cock.“

– ANNEMIE STRUYF, JOURNALISTIN

Jan De Cock ist ein engagierter Gefängnispirler, der Gott in den Herzen aller Menschen sucht. Was ihn offensichtlich antreibt, ist die Sehnsucht nach wahrer Nähe.'

– ANNEMIEK SCHRIJVER, TV- UND RADIOMODERATORIN

Jan De Cock ist ein Mann, der seine Worten Taten folgen lässt. Seine gezielten Aktionen weisen uns den Weg. Aktionen, die beweisen, dass Vergebung zu innerer Balance führt. Manche unerträglichen Situationen können wieder erträglich werden, wenn wir uns in der Kunst des Balancehaltens üben.

Danke, Jan.'

– JEAN BOSCO SAFARI, MUSIKER

Für meinen Vater

Jan
De Cock

• HOTEL •
PARDON

Wege der
Vergebung

•

© Uitgeverij Lannoo nv en Jan De Cock für die Originalausgabe
Originaltitel: Hotel Pardon
www.lannoo.com

UMSCHLAGENTWURF Kris Demey
LAYOUT Keppie & Keppie
COVERBILD © Getty Images, Sundvolden, Norway by Jeff J. Mitchell
AUTORENFOTO © Alain Giebens

© 2015 Kunth Verlag GmbH & Co KG für die deutsche Ausgabe
Übersetzung aus dem Niederländischen: Bärbel Jänicke, Birgit Erdmann
www.kunth-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Reproduktionen, Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, Wiedergabe auf elektronischen, fotomechanischen oder ähnlichen Wegen nur mit der ausdrücklichen Genehmigung des Copyrightinhaber.

· INHALT ·

Vorwort	9
1 Niederlande · Hank Heijn-Engel · Blau	13
2 Chile · César Pizarro · Orange	25
3 USA · Lynette Grace · Rot	43
4 USA · Claudia Gerbasi und Pattie Carrington · Schwarz	59
5 USA · Aba Gayle · Karminrot	79
6 Kanada · Dale und Diane Lang · Purpur	105
7 Afghanistan · Afghan Peace Volunteers · Braun	129
8 Australien · Noritta Morseu Diop · Violett	159
9 Samoa · Chef Te’o und Pusi Patea · Blaugrün	211
10 Brasilien · Raimunda Maria da Conceição und Eni da Silva · Amazonasgrün	227
11 Weißrussland · Pavel · Gelb	245
12 Israel und Palästina · Robi Damelin, Rami Elhanan und Bassam Aramin · Blutrot	257
13 Ruanda · Anne-Marie Katengwa und viele andere · Ultramarin	285
14 Belgien · Hilde Van Geel · Indigo	299
15 Norwegen · Jon Olsen und Lisbeth Røyneland · Grau	323
Nachwort · Azim Khamisa	343
Brief an Azim	349
Bibliografie	354
Mit Dank an	356

• VORWORT •

Als ich noch ein Kind war, haben mich meine Eltern manchmal dazu angehalten, einen Streit mit dem Jungen aus der Nachbarschaft beizulegen – auch wenn er angefangen hatte und die Zerstörung unseres Planschbeckens mit einem Schraubenzieher eigentlich auf sein Konto gegangen war. Im Fernsehen hörte ich ab und an, dass Länder Friedensverträge schlossen und noblen Menschen ein Friedenspreis überreicht wurde. Einen denkwürdigen konkreten Fall erlebte ich allerdings erst mit, als ich schon als Entwicklungshelfer in Chile arbeitete. Das schäbige Häuschen meiner dortigen Nachbarn beherbergte mindestens zwanzig Menschen und einen gewissen Alkoholvorrat. Ich geriet vollkommen außer Fassung, als die Nachbarin über ihren Mann bei einem Ehestreit das brühend heiße Wasser aus einer Teekanne überschüttete. Aber noch fassungsloser war ich, als ich die beiden Wochen später – einige Tage, nachdem Petro aus dem Krankenhaus entlassen worden war – wie zwei Turteltäubchen im Bett vorfand.

Aus welchen Quellen schöpfen diese Menschen? Was vermag Menschen in die Lage zu versetzen, sich wieder in die Augen zu schauen, sich wieder zu berühren und gernzuhaben? Ist der Weg zur Versöhnung weit oder liegt sie zum Greifen nahe? Gibt es so etwas wie eine Hierarchie des Bösen und lassen sich einige Taten leichter verzeihen als andere? Ist Vergebung ein Monopol religiöser Menschen? Hängt die Fähigkeit zu vergeben vielleicht von der Persönlichkeit des Einzelnen oder seiner Lebensgeschichte ab?

Nach meinen Aufenthalten bei Häftlingen in aller Welt dachte ich, Besuche bei den Opfern wären ein Leichtes. Erst als ich die Schlittschuhe anschnallte, spürte ich, wie glatt das Eis war, auf das

ich mich damit begab. Ich bin keine Witwe, deren Mann an einem sonnigen Dienstag im September mit den *Twin Towers* in die Tiefe gestürzt ist. Ich habe kein Kind zur Welt gebracht, an dem sich jemand vergangen hat, kein Kind, dem jemand die Kehle zugeedrückt hat. Werde ich mit der Geschichte eines missbrauchten Mädchens auch dem Schicksal eines missbrauchten Jungen gerecht? Auch wenn man mich in Barcelona einmal – bis auf die Badehose – ausgeraubt hat, kann ich mir nur ausmalen, was es bedeutet, wenn das eigene Haus ausgeplündert wird. Woher nehme ich eigentlich das Recht, über diese Dinge zu sprechen?

Ich habe eine unbändige Sehnsucht danach, Menschen besser verstehen und lieben zu können. Den Anfang mache ich gewöhnlich damit, dass ich mich mit ihnen treffe. Aber ich habe auch einen Auftrag: In einer Welt, in der der Ruf nach Gerechtigkeit oft von einem Mehr an Repressionen, Strafen und Leid beantwortet wird, ist es mir wichtig, einen Kontrapunkt zu setzen. Darum habe ich Menschen besucht, die das letzte Wort weder den Taten noch der Rache überlassen haben. Einige von ihnen hat der größte Schmerz ihres Lebens zu Leitsternen von Duldsamkeit und sozialem Engagement geformt.

Als ich in Brasilien im Gefängnis von Itaúna saß, teilte ich die Zelle mit elf anderen. Einer von ihnen hatte nur noch eine Niere. Das kam so: Dyego hatte – nach der immer gleichen Vorgeschichte aus zerrütteten Familienverhältnissen, schlechten Freunden, Drogen, einer Vergewaltigung, einem Überfall und Ähnlichem – einen Taxifahrer ermordet und saß dafür schon seit fünf Jahren in Haft. Drei Jahre nach dem Mord hatte er gehört, dass die Witwe des Taxifahrers im Sterben lag. Die Dialyse, der sie sich schon seit vielen Jahren unterzog, half nicht mehr. Der einzige Ausweg für sie lag in einer Transplantation. Doch ein geeigneter Spender war in Brasilien offenbar ebenso schwer zu finden wie ein unbestechlicher Politiker. Zufällig musste Dyego zu einer medizinischen Kontrolluntersuchung – Tuberkulose, Aids ... man weiß ja nie. Die Ärzte in Minas Gerais – einem

entlegenen Winkel der Welt, in dem jeder jeden kennt und der Arzt weiß, in welcher Kneipe sich der Richter sein Glas *Cachaça* hinter die Binde kippt – stellten fest, dass Dyego als Spender kompatibel wäre. Großzügig und demütig spendete er der Witwe seine Niere. Seit dieser Zeit besucht die Familie des Taxifahrers ihn jede Woche im Gefängnis.

Anfangs hielt ich das für eine schöne, aber auch einzigartige Geschichte. Bis ich eine zweite hörte. Und dann eine dritte. Plötzlich sah ich mich einer wahren ‚Flut von Opfern‘ gegenüber, die ihre Geschichte nicht nur erzählen, sondern regelrecht hinausposaunen wollten. Sie wollten nicht mehr länger nur Opfer sein. Ich besuchte sie, blickte mit ihnen auf die Taten zurück und suchte mit ihnen nach Worten für ihren Verarbeitungsprozess. Aber ich erkannte auch, dass Vergebung eine vielfarbige Palette bereithält ... und durchaus auch eine schmackhafte Seite hat.

Ich möchte allen meinen Gastgebern und Gastgeberinnen gegenüber meinen tief empfundenen Respekt und meine Dankbarkeit zum Ausdruck bringen. Außerdem hoffe ich, meinen Lesern mit diesem Buch einen großen Lesegenuss und einen Spiegel zu schenken.

Jan De Cock

NIEDERLANDE

HANK HEIJN-ENGEL

BLAU

VERGEBUNG IST KÄSE MIT FEIGEN

*Wenn ich niemandem etwas übel nehme,
muss ich auch niemandem vergeben.*

— RONALD JAN HEIJN

FAKTEN

Anfang Herbst 1987 wird Gerrit Jan Heijn, Enkel des in den Niederlanden berühmten Albert Heijn, dem Gründer der gleichnamigen Supermarktkette, entführt. Obwohl der Entführer Ferdi E. sein Opfer bereits einige Stunden nach der Entführung ermordet, gibt er weiterhin vor, der Industrielle sei noch am Leben und in den Händen einer kriminellen Bande. Sieben Monate lang spielt Ferdi E. ein psychologisches Versteckspiel mit der Familie des Opfers. Und auch nachdem die Übergabe des Lösegelds endlich gelungen ist, bleibt ein Lebenszeichen des Entführten aus. Doch die Polizei kommt Ferdi E. auf die Spur; er gesteht schließlich die Entführung und den Mord.

BALSAM

- schwimmen
 - sich Zeit geben
 - dem Täter einen Brief schreiben
 - sich in ihn hineinversetzen
 - Humor
 - die Geschichte erzählen
 - das Leben so gut wie möglich genießen
 - für zwei leben
-

Der heiße Sommer 2013 gönnt sich eine Atempause, als ich mit dem Zug durch halb Holland reise, um in einem der Villendörfer kurz vor Amsterdam auszusteigen. Ronald Jan Heijn, der Sohn von Gerrit Jan und seiner Frau Hank Heijn, holt mich in Bloemendaal vom Bahnhof ab. „Sind Sie schon mal hier gewesen?“, fragt er mich.

Ich muss lachen. Mein Leben spielt sich eher in *Favelas* und in Gefängnissen ab, aber nicht im wohlhabenden Bloemendaal. Doch schon am Bahnsteig verschwimmt dieser Kontrast. Ich erliege schnell Ronald Jans Lebensphilosophie und seinen tiefblauen Augen.

Blau. Jetzt weiß ich zumindest, woher Albert Heijn das Blau für sein Logo hat. Zwar steht Frau Heijn in der Villa *De Wiltzangke* auf einem gelben Teppichboden, doch alles an ihr ist blau: ihre Jacke, das Haarband, der Lidschatten, ihre Träumereien ...

Ich segle mit ihr in die Küche und durch die Geschichten über ihre letzte Reise in die Karibik.

„Hier hängt mein ganzes Leben an den Wänden“, sagt sie. „Mit Fotos kann man allem einen Platz geben.“

Und man kann Tapetenkleister sparen, denn jedes Stückchen Wand zwischen der Abzugshaube und den Schränken ist mit Bildern zugehängt.

„Keine Mikrowelle,“ sagt Hank Heijn entschieden und hält mir einen Vortrag über gefährliche Strahlen.

Mein Nachmittag mit der 82-jährigen mädchenhaften Frau gestaltet sich wie ein Inselhopping. Jemand anders würde es vielleicht als *vom-Hundertsten-ins-Tausende-Kommen* beschreiben, aber ich finde es reizend, den Gedanken und Erinnerungen einer Frau nachzugehen, die von sich sagt, sie kenne keinen Hass.

Blau. Durch die große Glasfront, die Wohn- und Esszimmer umgibt, zeigt sie mir das Schwimmbad.

„Dort schwimme ich jeden Morgen.“ Das gar nicht so kleine Schwimmbad liegt idyllisch zwischen Rhododendron-Sträuchern und kurz geschnittenen Rasenflächen, in deren Mitte ein Fahnenmast mit einer schmalen niederländischen Fahne prunkt. Die Heijn-Entführung war eine regelrechte nationale Tragödie. Ronald Jan versorgt mich pausenlos mit Kaffee, Käse und Feigen, holländischer geht es kaum. Ich koste den *Gouda*, den *Danish Blue*, oder ist es italienischer *Gorgonzola* – jedenfalls ein Blauschimmelkäse – und die belgischen Pralinen. Versöhnung kann manchmal auch auf einer Käseplatte liegen. Als der Hunger größer wird, reicht mir der ehemalige Hockeynationalspieler Brot, auf das ich *Blue Band Margarine* schmiere. An der Wand hängt wahrhaftig ein Monet, aber das ist nicht das Einzige, was hier eindruckliche Impressionen hervorruft. Hank Heijn revoltiert gegen die klassische Auffassung von Schuld und Sühne. Sie lebt den Moment, arbeitet gerne an der frischen Luft, und all das macht sie zu einer beeindruckenden Impression eines Opfers und einer ebenso beeindruckenden Persönlichkeit. Wir unterhalten uns erst über Dinge, bei denen wir Ähnlichkeiten zwischen uns vermuten. So verbrachte ich etwa als Siebenjähriger meinen ersten Schweizurlaub in Verbier. Die Familie Heijn hatte dort ein ganzes Sportimperium aufgebaut.

Ronald Jan wacht über seine Mutter und über unser Gespräch, aber recht unaufdringlich, mal von der Küche, mal vom Couchtisch

aus. Ab und zu lässt er ein paar Gedanken einfließen, wie Milch in den Kaffee.

„Als Junge hatte ich einmal einen Albtraum“, sagt er. „In dem Traum passierte etwas Schreckliches mit meinem Vater.“ „Stimmt“, unterbricht ihn seine Mutter, „mein Sohn hat – wie soll ich es ausdrücken? – manchmal hellseherische Fähigkeiten. Oder besser, *hellfühlende*. Wir haben alle einen Kurs ‚Entführungen‘ belegt.“

Aus dem Lächeln des Sohnes erkenne ich, dass er diese Assoziation bezweifelt, aber den Kurs gab es wirklich. Ich versuche mir vorzustellen, wie es sein muss, steinreich zu sein und Besitz und Vermögen jederzeit verlieren zu können. Kalkuliert man bei der Sicherung seines ganzen Hab und Guts automatisch ein, dass man eines schönen Tages entführt werden könnte?

„Das Geheimnis des Lebens besteht darin, einander verstehen zu lernen“, sagt Hank und reißt mich damit aus meinen Gedanken. „So viel hat mir der Kurs immerhin gebracht, dass ich nicht wie ein aufgeschrecktes Huhn in Panik geriet, als Gerrit Jan entführt wurde. Auch er hat sich bestimmt daran erinnert, dass man seine Entführer am besten respektieren oder akzeptieren sollte.“

Ich selbst wohnte 1987 in Lateinamerika, weshalb ich vom Fall Heijn nichts mitbekommen hatte. Wie sollte denn auch eine Entführung in Europa die Gemüter auf einem Kontinent erhitzen, auf dem spurloses Verschwinden und Entführungen an der Tagesordnung sind? Ich stelle mir Hank in dieser unsicheren Situation äußerst ‚würdevoll‘ vor. Als hätten sie meine Gedanken gelesen – mittels hellseherischer Fähigkeiten wahrscheinlich –, erinnern sich die beiden an ein Gespräch mit dem Pariser Baron Édouard-Jean Empain, kurz nachdem Hank sich in den nationalen Fernsehkanälen an die Entführer gewandt hatte. Ronald Jan schiebt eine CD-ROM in seinen Laptop, um mir den Appell vorzuspielen. Wir blicken in die Vergangenheit. Als Erstes fallen mir die kobaltblaue Bluse und die blauen Blumen auf, die mit Hank den Bildschirm einnehmen, und ihre fescbe Frisur. Ist sie etwa morgens beim Friseur gewesen und hat um

einen Schnitt gebeten, um die Kidnapper besser überzeugen zu können? Mit einer Anmut, die sogar die frühere Königin Beatrix vor Neid erblassen ließe, wendet sie sich an die Entführer ihres Mannes:

An unserer Zuversicht, dass Gerrit Jan wohlbehalten zurückkommt, halten wir bereits 86 Tage fest. Wir haben gehofft, Sie würden meinen Mann freilassen, nachdem wir alles uns Mögliche getan haben, Ihnen das Lösegeld zu übergeben. Heute, sieben Tage später, ist dies immer noch nicht geschehen. [...] Ich bitte Sie aus tiefstem Herzen: Lassen Sie Gerrit Jan so bald wie möglich frei, sodass sein Leidensweg ein Ende hat. [...] Wir möchten nur eines: die schnelle Heimkehr unseres Gerrit Jan. Lassen Sie uns nicht länger in Ungewissheit, denn in Ungewissheit weiterzuleben, ist für jeden von uns unmenschlich.

„Nach der Aufnahme habe ich geweint“, vertraut Hank mir an.

Wie ein stolzer Schwan steht sie auf und reicht mir ein Schälchen mit Pralinen und wirkt dabei fast so, als schüttele sie Wasser von ihren Federn.

„Nun also zu Baron Empain“, sagt sie. Weil ich sie bloß fragend ansehe, beginnt sie erst einmal damit, mir von ihm zu erzählen.

„Der Baron war selbst ein Entführungsoffer. Auch ihm hatte man den kleinen Finger abgeschnitten. Nach meinem Fernsehappell hat Ronald Jan mit ihm telefoniert.“ „Ermutigende Worte, nehme ich an?“, sage ich. „Er erzählte vor allem, die Entführung habe einen anderen Menschen aus ihm gemacht. Seelisch und materiell hatte er Bilanz gezogen. Moralische Werte erschienen ihm mit einem Mal in einem anderen Licht.“ „Ich weiß noch, wie ich damals dachte, dass mein Vater, wenn er das alles hinter sich hätte, in Baron Empain einen Seelenverwandten finden würde“, sagte Ronald Jan. Dazu ist es leider nicht gekommen, doch Mutter und Sohn halten zusammen wie Pech und Schwefel. „Wir haben uns immer gegen eine Hetzjagd ausgesprochen“, sagt sie. Der Sohn stimmt zu.

„Die schlimmste Form des Bösen, das deine Welt treffen kann, ist spurloses Verschwinden. Ungewissheit ist qualvoll. Von einem auf den nächsten Tag verschwindet derjenige, den man über alle Maßen liebt. *Gone with the wind*. Keine Spur von ihm. Einfach weg, als wäre er in Salzsäure aufgelöst.“

Hank holt eine blaue Dose hervor. Schatzkisten können blau sein: Sie enthält Briefe, die ich lesen darf. Eine Frau, deren Leben eine einzige Qual war und dem sie ein Ende setzen wollte, schreibt ihr: ‚Wenn Sie, *Mevrouw* Heijn, das alles durchgestanden haben, muss ich es doch auch schaffen.‘

„Den hier müssen Sie lesen“, sagt Hank und fischt begeistert einen anderen Brief hervor. „Es könnte mein Lebensmotto sein. Kennen Sie Etty Hillesum? Eine Jüdin, die während der deutschen Besatzung ihre eigenen kleinen Rendezvous mit Gott hatte.“

Ich nicke, Hank liest vor: ‚Lass mich meine Kraft nicht an den Hass verlieren, nicht den kleinsten Hauch meiner Kraft an den sinnlosen Hass gegen diese Soldaten. Meine Kraft muss ich für andere Dinge schonen.‘

„Ich hatte eine Todesangst ... bitte entschuldigen Sie die Wortwahl“, kichert Hank, „dass der Hass sich in die Herzen meiner Kinder einschleichen würde. Etwas so Grausames wie die Entführung des eigenen Vaters kann unvorstellbaren Schaden anrichten. Aber wir haben auf unsere Familienbande gesetzt.“

Blue Band Margarine, denke ich mir.

„Wissen Sie, Jan, die Ereignisse haben unsere Familie nur noch fester zusammengeschweißt. Und sollten wir auch nur einen Bruchteil davon bewahren können, war es nicht umsonst.“

Meine lebenswürdige Gastgeberin mit den rot lackierten Fingernägeln richtet sich auf. Mir wird durch diese feierliche Regung klar, dass wir an einen Wendepunkt gelangt sind. Sie holt einen weiteren Brief aus der Dose, einen Brief, datiert auf den 3. März 2003.

„An diesem Tag hat mir Ferdi E. einen Brief geschrieben“, sagt sie leise. „Es ist ihm so schwergefallen, als hätte er eine steile Felswand

bezwingen müssen. Es ist ihm vollkommen bewusst gewesen, dass er sowohl mir meinen geliebten Mann genommen hatte als auch den Kindern ihren Vater, und dass er uns auf furchtbare Weise erpresst hatte. Er hat sich zutiefst geschämt. Ach, hätte er doch die Zeit um zwei Jahre zurückdrehen und seinen inneren Kampf anders austragen können. Lesen Sie nur diesen Satz!“

Hank rückt näher, sodass ich sehen kann, wie gewissenhaft ihre roten Fingernägel über den Brief gleitet, bis sie bei Zeile 17 ankommen: „Ich wünschte, Sie könnten mir vergeben. Aber nicht einmal meine Frau kann es.“

Wir verharren in Stille, atmen höchstens etwas tiefer. Ein nassaublauer Eisvogel landet unweit des Schwimmbeckens. Wir lesen weiter: „Falls Sie Wert auf ein Treffen mit mir legen, wäre ich dazu bereit.“

Hank Heijn legt den Brief auf ihren Knien ab.

„Er drückte noch seine Hoffnung aus, dass es mir und den Kindern gut gehe. Ich steckte den Brief in eine Schublade. Bei Gott, ich wusste nicht, was ich damit anfangen sollte. Ich wollte ihm eine Antwort schreiben, aber wenn schon, dann von *ganzem Herzen*. Mein Herz konnte jedoch erst sprechen, als all die Gedanken, die dieser Brief in mir hervorgerufen hatte, zur Ruhe gekommen waren. Zwei Jahre später war es so weit. Nach zwei Jahren hatte ich den Mut, den Frieden und die Worte, um Ferdi E. zu antworten.“

Hank Heijn begegnet dem Entführer und Mörder ihres Mannes respektvoll.

Sehr geehrter Herr E.,

erst jetzt bin ich dazu in der Lage, Ihnen auf Ihren Brief zu antworten. Ich brauchte Zeit. Genau wie bei Ihnen damals kostet es auch mich große Überwindung, Ihnen zu schreiben. Davon ausgehend, dass Ihre Zeilen ernst gemeint waren, möchte ich Ihnen sagen, dass es ein schöner Brief war.

Wie ich bereits Ihrer Frau geschrieben habe, muss es für Sie und Ihre Familie manchmal recht schwer gewesen sein, sich wieder in der Öffentlichkeit zu zeigen. Ich hoffe, Ihre Kinder haben ihren Weg gefunden. [...]

Für mich war die Zeit der Entführung wieder so wie damals die Zeit des Krieges. Ich habe ab meinem 15. Lebensjahr mehrere Jahre in einem japanischen Konzentrationslager verbracht. Dort habe ich gelernt zu überleben, und das kam mir später dann zugute. Meine Mutter hat sich im Lager alles von der Seele geschrieben, das war ihre Rettung. Ich habe diese Lagertagebücher gerade wieder gelesen und bin dabei sozusagen in die Haut meiner Mutter geschlüpft. Es war eine unbeschreiblich grausame Zeit. Aber die Zeit der Entführung, diese sieben Monate, war für mich noch sehr viel schlimmer. Meine Kinder und ich haben uns oft gefragt: Was muss in Gerrit Jan vorgegangen sein, als er vor Ihnen herging und Sie ihn niederschossen? Wir vergessen es niemals, es geht einfach nicht anders, immer wieder kommt dieser Gedanke in unseren Gesprächen auf. Ich hatte psychische Probleme, die sich auch körperlich äußerten, doch als ich, wie es meine Mutter damals getan hatte, die Ereignisse aufschrieb, war es damit glücklicherweise vorbei. [...]

Letzten Sommer habe ich als Mitglied der ‚Stiftung Japanische Ehrenschild‘ (Stichting Japanse Ereschulden) der sechzig Jahre Unabhängigkeit Indonesiens gedacht. Zu meiner Überraschung habe ich entdeckt, dass ich aus dieser Geschichte im Grunde mit Bärenkräften herausgekommen bin. Wenn ich bedenke, was ich mit meiner bewegten Vergangenheit angefangen habe, hatte alles seinen Sinn.

Ich hoffe, dass Ihr Gesundungsprozess gut verläuft und dass Sie viele Einsichten daraus mitnehmen können, um Ihr Leben und Ihr Lebensziel etwas besser in den Griff zu bekommen. Das ist natürlich nicht nur für Sie wichtig, sondern auch für Ihre Umgebung.

Wie Sie sehen, habe ich allem einen Platz gegeben, damit ich, soweit ich das im Moment überblicken kann, das Leben, wie es verlaufen ist, akzeptieren kann. Meine Kinder und ich haben viel daraus gelernt. Zum Glück bin ich ein positiv eingestellter Mensch, und innerhalb meiner Familie gibt es viel Humor, was unglaublich wichtig ist!

Gerrit Jan war und ist immer in meinen Gedanken. Er war das Teuerste, was ich hatte.

Ich wünsche Ihnen, Ihrer Frau und Ihren Kindern viel Kraft für die Gegenwart und die Zukunft.

Hochachtungsvoll

Hank Heijn-Engel

„Ich habe ihn in den Briefkasten geworfen und erst danach meinen Kindern davon erzählt.“ „Sehen Sie nun, wie meine Mutter sich mit dem Leben versöhnt hat?“ „Sagt Ronald Jan mit Stolz in der Stimme. „Sie hat das Schicksal akzeptiert und das war ihre größte Befreiung.“ „Fanden Ihre Geschwister es denn in Ordnung, dass Ihre Mutter dem Mann, der Ihren Vater umgebracht hatte, einen so respektvollen Brief geschrieben hat?“ „Oh, nein“, sagt Hank, noch bevor Ronald Jan antworten kann. „Gerriane geriet ziemlich aus der Fassung. ‚Wie kannst du nur Verständnis für seine Familie aufbringen?‘, rief sie. In einer nicht enden wollenden Tirade, versehen mit allen Schimpfworten, die es in der niederländischen Sprache gibt, hat sie gegen Ferdi E. und im selben Ton auch gegen mich ausgeholt. ‚Er hat dein Leben zerstört und den Vater deiner Kinder auf sadistische Weise ermordet!‘, wiederholte sie ständig. Am nächsten Tag rief Gerriane wieder an, sie hatte sich etwas beruhigt und war dazu in der Lage, ihren Ausbruch zu überdenken. Ihre Meinung hatte sie nicht geändert und sie wird es auch nicht tun. Wäre sie ihm je begegnet, sie hätte ihn grün und blau geschlagen. Allerdings war sie zu der Ansicht gelangt, dass ich jedes Recht hatte, zu schreiben, was ich empfand. Und das respektierte sie.“

„Kennen Sie die Psychologin Elisabeth Kübler-Ross?“ „fragt mich Hank. „Und ob!““, antworte ich. „Sie inspiriert mich bei meiner Arbeit mit Palliativpatienten.“

„Von ihr gibt es aber auch für Opfer und deren Angehörige eine tröstliche Studie. Sie beschreibt darin mindestens vier Phasen des

Trauerprozesses: Leugnung, Anerkennung, Zorn und Akzeptanz. Manchmal bleibt man sein gesamtes Leben in der Phase des Zorns hängen. Verbitterung hätte für mich *lebenslänglich* bedeutet. Da ich wusste, dass Groll nur Verlierer kennt, setzte ich alles auf Akzeptanz. Ach, ich konnte die Härte nutzen, unter der ich als Kind in Indonesien oder während des Zweiten Weltkriegs oft zu leiden hatte. Man kann diese Kraft jedoch auch nutzen, um Kummer und Schmerz dahinter zu verstecken. Um zu vergeben braucht man aber Milde und Demut.“

Die Sonne scheint ins Zimmer. Hank schiebt eines der großen Fenster zur Seite und lässt die Sonne hinein. So macht sie das wahrscheinlich auch mit der Welt. Wir schlendern langsam über den gelben Teppich auf den grünen Rasen. Ich biete dieser Klassefrau meinen Arm, so gehen wir die Treppe hinunter. Quellwolken ziehen über uns hinweg, schnell wie niederländische Eisläufer. Der große Garten ist von Flora umsäumt. Hank streichelt eine Blume, wie sie es wohl auch bei ihren 16 Enkelkindern tut.

„25 Jahre, nachdem Gerrit Jan entführt worden war, hat mir die Familie von Ferdi E. einen wunderschönen Blumenstrauß geschickt. Vergeben bringt auch Blumen“, lacht sie. „Wissen Sie, Jan, man kann es sich aussuchen, ein positiv denkender Mensch zu sein. Man schwört dem Hass ab, der Rache und den Traumata. Vergeben ist ein Prozess: Man wächst ganz allmählich hinein. Zumindest wenn man das möchte! Eine Reinigung von innen. Natürlich kenne ich die Grausamkeit des Kummers. Aber auch sie ist porös. Ganz allmählich sickerte die Möglichkeit durch, sich in Ferdi E. hineinzusetzen. Er hatte damals große finanzielle Probleme.“

Na also, denke ich sofort, es geht auch umgekehrt: Der wohlhabende Bürger macht sich getrost die Mühe, sich in die Welt der weniger gut Betuchten hineinzusetzen.

„Ferdie E. litt auch unter psychischen Problemen“, sagt Hank Heijn. „Dieses ganze Durcheinander muss hart für ihn gewesen sein.“

Hank Heijn geht geschmeidig in die Knie und prüft die Wassertemperatur im Schwimmbecken.

„Vergeben ist vielleicht das größte Geschenk, das ich mir selbst gemacht habe. Es ist sehr heilsam. Ich bin toleranter und milder geworden. Und, wie ich bereits sagte, auch körperlich leide ich keine Qualen mehr. Drängen Sie mich nicht in die Opferrolle. Lassen Sie uns lieber nach dem Sinn des Lebens suchen. Wenn das beinhaltet, aus bitteren Lektionen zu lernen, dann legt man die Opferrolle automatisch ab. Am Ende geht es nicht darum, was man mitgemacht hat, sondern wie man damit umgeht. Ich habe das Wunder der Vergebung erleben dürfen. Schon allein deshalb hat sich mein Leben gelohnt. Vielleicht bin ich ein gesegneter Mensch, dass ich so beschaffen bin.“

Der Sommerwind raschelt durch das volle Blattwerk. Die niederländische Fahne zeigt mir, aus welcher Richtung er weht. Ein Vogel singt. Bäume, Fahnen, Vögel ..., in diese Reihe passt auch Gerrit Jan.

„Mein Gerrit Jan ist immer bei mir.“ Hank lächelt voller Hingabe. „Es ist ein herrliches Gefühl. Ich weiß nicht, wie es ist, aber ich vertraue darauf, dass Gerrit Jan Ruhe gefunden hat. Unsere Geschichte zu erzählen, ist auch eine Art, sich mit ihm zu beschäftigen. Ansonsten versuche ich, das Leben so gut es geht zu genießen, auch in seinem Namen. Ich lebe für zwei.“

„Sie müssen nicht glauben, dass ich jeden hereinlasse“, sagt Hank zum Abschied.

Ich halte ihre Hände in den meinen. Gerade hat sie mir noch einen Apfel zugesteckt.

„Gewaschen. Für die lange Zugfahrt.“

Wer bewundert wen? Sie wirft mit Komplimenten um sich, über meine Arbeit mit den Gefangenen, Kranken und Opfern. Für jede Zielgruppe bekomme ich einen Kuss. Früher hätte ich mich kleingemacht und die Lorbeeren schnell in ihre Richtung geschoben. Heute aber lasse ich es geschehen. Eine Frage der Ausgeglichenheit.

Als Ronald Jan mit mir den Schotterweg entlangfährt, drehe ich mich um und winke der Frau, die zehn Mal Malaria hatte, in einem japanischen Konzentrationslager inhaftiert war, die Witwe eines Entführungsofers ist und mit ihren 82 Jahren in ihrem Schwimmbad täglich bestimmt ebenso viele Bahnen zieht. Eine Frau, der es gelungen ist, die schlimmsten Geschehnisse nicht einfach nachtblau zu belassen.

CHILE CÉSAR PIZARRO ORANGE

VERGEBUNG IST BRATFISCH

*Wenn alle leidenden Menschen ihren Schmerz dafür einsetzen würden,
etwas sehr, sehr Schlimmes in etwas Gutes umzuwandeln, wäre die Welt
tausendmal besser.*

– CÉSAR PIZARRO

FAKTEN

Nach Tagen gewalttätiger Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Banden kommen am 8. Dezember 2010 über achtzig Insassen bei einem Brand im Gefängnis San Miguel in Santiago de Chile ums Leben. Einer von ihnen ist Jorge Pizarro, der Bruder von César Pizarro. Die Rolle, die die Wärter bei dieser Tragödie gespielt haben, ist immer noch ungeklärt. Sie haben scheinbar gar nicht erst versucht, den Brand zu verhindern, vermutlich haben sie ihn sogar selbst gelegt.

BALSAM

- ein Theaterstück über das Geschehene schreiben
 - viel positive Energie einsetzen
 - feierliche *Velatorios* (Mahnwachen) organisieren mit heißer Schokolade, Konzerten, sozialen Aktionen ...
 - sich von Schicksalsschlägen nicht unterkriegen lassen
 - Wertvorstellungen auf Fahnen und Wimpel schreiben
 - Präsenz und Anteilnahme zeigen
 - einen Verein gründen
 - die Stille ‚leben‘
-

Die Novembersonne in den Straßen von Santiago de Chile knallt gnadenlos gegen die Fensterscheiben der Häuser und auf die Köpfe der Metrofahrer. Zu Tausenden stürmen sie aus der Station *Carlos Valdovinos*. Hier treffe ich mich mit César Pizarro. Zeit, um ein wenig in der Sonne spazieren zu gehen, habe ich nicht. César ist pünktlich.

„*Hola amigo. Hola hermano*“, begrüßt er mich.

„Hallo Freund. Hallo Bruder.“ Da der Anlass unseres Treffens sein in den Flammen umgekommener Bruder ist, nehme ich diese Bruderschaft mit viel Demut und Ehre an. César hat sein Tagwerk als Sicherheitsberater bereits hinter sich. Er hat eine schwarze Laptop-Tasche bei sich und trägt *Converse Sneakers* und ein blütenweißes Poloshirt mit einem blauen Streifen. Eine modische Sonnenbrille steckt in seinem stark gelbten Haar. César ist zu Fuß schneller als die von Frankreich finanzierte Metro, die jetzt, nach vierzig Jahren, fast abbezahlt ist. César nonstop.

Der Mann kommt sofort zum Thema.

„In dem Chaos habe ich Licht gesehen. Stell dir das vor. Es war Sonntag. Meine Frau Johanna rüttelte mich wach.“
„Beil dich“, sagte sie. „Los! Im Gefängnis ist Feuer ausgebrochen.“

César erzählt dermaßen glühend, dass ich kurz fürchte, auch der Bus, in dem wir mittlerweile sitzen, könnte Feuer fangen.

„Ich wusste es. Ich hatte eine“, sagt er.

In den nächsten Tagen wird César immer wieder auf seine Vorahnung zurückkommen. Er ahnte, dass im Gefängnis ein Feuer ausbrechen würde. Er ahnte, dass sein Bruder sterben würde. Er ahnte, dass fünf Männer überleben würden und er ahnte, dass er Licht sehen würde.

„Um halb sieben standen wir bereits mit Dutzenden weiteren Familien vor dem Gefängnis. Alles dehnte sich aus: der Rauch, die Panik, die Pressemeute. Stunden vergingen. Während im Gefängnis die Hölle ausgebrochen war und es schon Verwundete und Tote gab, unterdrückte die Menge draußen noch die Angst. Gegen Mittag wurden die Namen der Toten vorgelesen. 81 Namen! Ein-und-achtzig!“

César hält einen Moment inne, um einer hochbetagten Frau, die gerade eingestiegen ist, seinen Platz anzubieten.

„Bei jedem Namen schwoll ein grauenvolles Wehklagen aus dem Kreis einer Familie an. Mütter und Geliebte jammerten herzzerreißend. Als ich hörte, wie Jorge Pizarro gerufen wurde, tat sich unter mir die Erde auf. Meine Mutter ist zusammengebrochen.“

Plötzlich bremst der Bus, als würde er gegen eine Mauer prallen, und ich werde, wie die anderen Fahrgäste auch, nach vorne geschleudert. Alle liegen übereinander, und César fällt auf die alte Frau, der Busfahrer aber setzt zu einer Schimpftirade an. Weil wir erst unsere Röcke und Hosen zurechtziehen müssen, dauert es eine Weile, bis wir dahinterkommen, was eigentlich passiert ist. Nach Aussage des Busfahrers hatte jemand den Türknopf gedrückt, die Türen gingen auf und der Bus blieb mit einem Ruck stehen. Automatismus im Namen der Sicherheit. Dass man deshalb einen zerrissenen Rock oder eine blutende Nase davonträgt, ist nebensächlich. Als sich herausstellt, dass niemand auch nur in die Nähe des vermaledeiten Knopfes gekommen ist, meint der Busfahrer nur, dass es sich wohl um einen technischen Defekt gehandelt habe. Alle müssen ausstei-

gen. Wir setzen unseren Weg zu Fuß fort. Die Sonne steht im Westen. Am Stadtrand von Santiago entfaltet sich das schönste Abendlicht der Welt. Der ewige Schnee der Andengipfel färbt sich nun orange.

„Meine Mutter ist also in Ohnmacht gefallen“, erzählt César weiter, als ob es den Bus und den defekten Türöffner nie gegeben hätte.

„In dem ganzen Durcheinander und Elend, zwischen Verzweigung und Rauch, kam ich zu der Überzeugung: *esto es lo mío*, das hier ist meine Sache! Da, in diesem Moment, an diesem Ort, wusste ich, dass ich dazu bestimmt war, für die Sache der Gefangenen zu kämpfen. Sie waren die Opfer. Wir waren die Opfer. Allerdings wusste ich auch, dass ich mich nicht mit der Opferrolle zufriedengeben würde!“

Mittlerweile sind wir in Césars Viertel angekommen. Vor zwei Jahrzehnten soll es noch berüchtigt gewesen sein. Jetzt ist es herausgeputzt mit gepflegten Bürgersteigen und Grünanlagen, ausgestattet mit Schaukeln und Bänken. Graffiti empfinde ich dieses Mal als eine Wohltat. ‚Jorge, Jorgito ...‘ steht es zu Ehren Jorges und seiner Fußballmannschaft meist in Schwarz-Weiß auf vielen Mauern und Kiosken. Zwei Anwohnerinnen jäten Unkraut, das eine zehn Meter hohe Fassade emporzuklimmen versucht, auf der in Riesenbuchstaben J O R G E P I Z A R R O steht. Dieses Viertel will zeigen, was Césars Bruderherz zum Überlaufen bringt: Jorge lebt!

César wohnt mit seiner Frau Johanna und dem kleinen Sohn Emiliano im zweiten Stock eines Begegnungszentrums. Wie vor vielen anderen Häusern in Chile steht seit Ewigkeiten auch vor diesem Gebäude ein Baugerüst. Oma Isabel lässt ihren Abend im Seniorenheim ausfallen, denn heute kommt ja ‚Besuch aus Belgien‘. Sie verliert nicht viele Worte darüber. Nein, stattdessen schuppt sie Fisch. Kartoffeln schwimmen in Mayonnaise, dazu gibt es Rote-Beete-Salat. *Pescado* schmeckt mir immer – und hier, in der Gesellschaft von César und seiner Familie, noch viel besser. Emiliano wird in den Tante-Emma-Laden geschickt, um eine Dreiliterflasche *Fanta* zu besorgen. Die Flasche ist fast größer als der kleine Kerl. Wie eine große orange-farbene Säule sieht er damit aus, als er zurückkommt.

Und César erzählt von seinem Bruder.

„Bei der Totenwache erhielt ich plötzlich einen Anruf von einem Gefangenen, der anonym bleiben wollte und von dem wir später nie wieder etwas gehört haben. Nachdem ich ihm bestätigt hatte, Jorges Bruder zu sein, berichtete er mir von den letzten Worten meines Bruders. Feuer und Rauch hatten die Gefangenen an die Gitterstäbe getrieben. In seiner Verzweiflung und der Gewissheit, nicht zu überleben, schrie Jorge, wir sollten seiner Familie ausrichten, dass er sie alle von ganzem Herzen liebe und sie ihm bitte vergeben soll.“

César steht auf und holt noch mehr Mayonnaise aus dem Kühlschrank.

„Was Jorge gerufen hat“, sagt César und verteilt die Mayonnaise über seinen Fisch, „ist der Schrei aller Gefangenen in der ganzen Welt.“

„Ich sehe ihn überall“, meint César und wechselt das Thema.

„Kurz nach seinem Tod ist mein Bruder einmal die Treppe hier hochgestiegen. Er hatte seinen weißen Trainingsanzug mit dem orangefarbenen Streifen an. Ich konnte fühlen, dass er da war, hier stand, aber ich schaute ihn nicht an, weil ich wusste, sobald ich das tun würde, wäre er wieder verschwunden.“

César ist nicht der Mann, der Gespenster sieht. Die Härte des Lebens hat aus ihm einen Realisten gemacht.

„Also triffst du deinen Bruder noch gelegentlich?“, äußert sich der Skeptiker in mir.

„Und ob!“

„Siehst oder empfindest du ihn dann als jemanden, der Frieden gefunden hat? Der glücklich ist?“

„*Feliz*. Ja, er ist immer sehr glücklich. Nicht wie damals, vor seinem Tod.“

César steht wieder auf und nimmt einen Bilderrahmen mit einem Kreuz an einer Halskette, einem Reißverschluss und irgendetwas, das aussieht wie Lavaklumpen von der Wand.

„Der Gefängnisarzt hat uns das in einer Plastiktüte ausgehändigt. Das ist alles, was von Jorge übrig ist. Das Kreuz hat meine Frau ihm geschenkt. Er hat es immer getragen. Der Reißverschluss stammt von der Jacke, in der er während der letzten Minuten seines Lebens nach Atem gerungen hat. Und die Klumpen sind – tja Fleisch oder Knochen, wer kann das schon wissen. Alles verkohlt.“

Auf dem Rahmen liegt eine dicke Staubschicht.

„Die Mutter eines anderen Opfers hat die 81 Männer einmal alle herumgeistern sehen“, sagt César in demselben Ton, mit dem er mich fragt, ob ich noch etwas Rübensalat möchte.

Er hängt den Rahmen wieder auf, zwischen die vielen Poster an der Wand.

„Das ist von unserem Theaterstück.“ Er zeigt auf ein Plakat, das für *Torre 5* wirbt. „Nächstes Jahr führen wir das Stück in Deutschland und Italien auf. Es handelt von dem, was sich an jenem Tag in *Torre 5* ereignet hat und wie wir das alles erlebt haben. Wir haben es selbst geschrieben, und ein paar von uns spielen in dem Stück sogar mit. „*Hollywood, here I come*“, scherzt César und setzt sich, um das zu unterstreichen, die Sonnenbrille auf die Nase.

„*Sí ooooo*“, holt Emiliano seinen Vater lachend zurück in die Wirklichkeit, „*un Oscar para mi papá*.“

Emiliano ist neun und zweifellos eine der Quellen, aus der César all die Jahre Energie geschöpft haben muss. Emiliano wirbelt rein und raus, mag die Limonade offensichtlich lieber als den Fisch, geht auf die Straße und spielt mit den Nachbarsjungen Fußball, dann springt er wieder ins Zimmer, den Ball in der einen Hand, in der anderen einen plüschigen Spiderman. Kinder sorgen dafür, dass wir nie allzu lange im tiefen Tal bleiben.

„Es ist nur gut, dass wir Emiliano haben“, mischt sich Johanna ins Gespräch. „So weiß César, dass es außer Gefangenen noch etwas anderes gibt.“ Johanna erzählt ein wenig, wie es ist, mit einem Idealisten verheiratet zu sein.

„Ich verstehe, dass er es als seine Aufgabe betrachtet, und sehe, wie er sich bemüht. Aber manchmal kann ich kein Wort mehr über Gefängnisse hören.“

César sitzt am anderen Ende des Tisches und lächelt. Dieses Gespräch haben die beiden bestimmt schon öfter geführt.

„Außerdem“, sagt Johanna, „sind da noch die Drohungen. Ein paar Angehörige finden, dass César die Seelen der Brandopfer verkauft, seitdem er in den Dialog mit den Wachmännern, dem Ministerium und den Autoritäten getreten ist ...“

„Ich will einfach in allen Gefangenen meinen Bruder sehen“, sagt César.

„Aber nicht jeder Gefangene sieht auch in dir einen Bruder“, wettet Johanna.

„Ein Gefängnis ist eine Zweigstelle der Gesellschaft“, entgegnet César. „Viele Familien möchten ihre Pfeile des Hasses auf den Staat richten. Ein Gefängnis und die Wachleute sind dafür ideale Zielscheiben.“

„Und dann hast du so einen naiven Kerl, der den Weg der Wahrheit beschreiten will“, sagt Johanna. „Er braucht gar nicht heulend anzukommen, wenn er sich wieder einmal irgendwas eingebrockt hat.“

Trotzdem streichelt sie ihm über den Kopf – und das ist auch eine Liebeserklärung.

„Freiheit hat auch etwas mit Respekt zu tun. Die ganzen dramatischen Ereignisse haben mir dabei geholfen, die Dinge relativieren zu können“, sagt César. „Wenn ich merke, dass ich mich an einem heißen Tag über 40 °C im Schatten beklagen will, denke ich an Jorge, der bei 700°C sein Leben verloren hat. Es sind sogar die Gitterstäbe geschmolzen.“

Johanna schenkt Limonade nach. Sie hat die Auseinandersetzung schon mehr als einmal knapp verloren.

„Mut“, sagt César, „es ist, als würde ich aus einer ewig sprudelnden Quelle Mut trinken. Was sollte mir dann noch etwas anhaben können?“

„Drei Wochen nach dem Brand bin ich *undercover* im Gefängnis gewesen, und zwar in der Abteilung, in der sich das Drama abge­spielt hat. Es war Besuchstag. Aber als es für die Besucher Zeit war zu gehen, bin ich einfach geblieben, wo ich war. Ich sehe mich dort noch stehen, in meinem *Michael-Jackson-T-Shirt*. Zu meinem seligen Bruder sagte ich: ‚Leite mich, führe mich.‘ Frage mich nicht, wie es mir gelungen ist, an den Wachleuten vorbeizukommen, durch all die vergitterten Türen, die normalerweise verschlossen sind, zu spazieren und bis zum Turm 5 zu gelangen. Als die Wachleute be­merkten, dass sich ein Eindringling im Gefängnis befand, schlugen sie Alarm. Mit großem Geschütz gingen sie auf mich los. Das Einzi­ge, was ich weinend hervorbrachte, war: ‚Hier ist mein Bruder ge­storben, an dieser Stelle will ich ihn ehren!‘ Merkwürdigerweise entschuldig­ten sich die Wachleute. Einer nach dem anderen. Sie senkten die Köpfe und zogen wieder ab. Bis auf einen, der begleitete mich dann nach draußen.“

„Krieg ich ein Eis?“, fragt Emiliano, damit wir ja nicht verges­sen, dass es noch wirklich wichtige Dinge im Leben gibt. Der Vater sagt Nein, die Mutter sagt Ja. Diesmal gewinnt die Mutter. César lässt sie ge­währen und saugt an einer Fischgräte, die er auch gleich als Zahnstocher einsetzt.

„Lange Zeit habe ich Gott für den Tod meines Großvaters verant­wortlich gemacht. Der ist an einem Stück Beefsteak erstickt. Stell dir das bloß vor.“

Kurz befürchte ich, César würde nun ein feuriges Plädoyer für den Vegetarismus anstimmen, doch er möchte damit vor allem eines sagen, dass man trotz Schicksalsschlägen an die Zukunft glauben kann.

„Schon damals wusste ich, dass ich etwas bedeuten wollte. Durch meinen Bruder habe ich erst den Sinn meines Lebens erkannt. Als er damit anfang, Mist zu bauen und immer schlimmere Dinge anstellte, die ihn jedes Mal ins Gefängnis brachten, hat in mir schon der Drang geschlummert, ihn retten zu wollen. Aber dass sein Tod der Beginn

meines totalen Engagements werden sollte, finde ich selbst verrückt.“

César kommt wieder in Fahrt.

„Präsenz und Anteilnahme sind viel wichtiger für die Gefangenen als Werkstätten und Therapien. Ja, Präsenz und Anteilnahme. Und Liebe natürlich. Statt die Gefangenen immer nur zu unterdrücken, sollte man sie fördern.“

„Wollen wir meine Mutter besuchen?“, fragt César. „Sie wohnt nur ein paar Straßen weiter. Dann lernst du auch meine Großmutter kennen und meine anderen Brüder.“

Señora Marita leidet. Dem Vernehmen nach fallen ihr vor lauter Kummer die Zähne aus. Ein Kind zu verlieren, ist zum *Haare- und Zähne-Ausreißen*. Trotzdem sinnt auch sie nicht auf Rache.

„Wenn es nur Gerechtigkeit gäbe“, seufzt sie und blickt in eine Zimmerecke.

Dort steht ein kleiner Altar. Sie zündet die Kerze neben Jorges Foto an.

„Das mache ich jeden Tag, wenn ich von der Arbeit komme.“

Die Arbeit gibt ihr die Luft, die sie zum Atmen braucht, auch wenn *Señora* Marita dafür um sechs Uhr früh aus den Federn muss und erst nach zwölf Stunden wieder nach Hause kommt. Sie putzt für alte Leute.

„Sie bringen mir viel über das Leben bei, über die Weisheit und den Tod.“ Sie lächelt.

An der Wand lehnt ein großer Bilderrahmen, bestimmt anderthalb Meter hoch. 81 Fotos, in jeder Reihe acht. Sie dominieren den Raum, das Haus, das Leben. 81 junge Männer. Eine Katze springt auf die Sofalehne und schmiegt sich an meinen Kopf.

„Die kommt aus dem Gefängnis“, sagt César. „Wir haben sie von dort mitgebracht.“

Eine ältere Frau reicht mir ein Glas *Canada Dry* und zieht sich dann die Schürze aus. Wenn ich für jedes Opfer von San Miguel ein Erfrischungsgetränk bekomme, habe ich bald ein Zuckerproblem.